

Der Schnitzer Gottfried Reichel. Erinnerungen an einen Freund

„De Manneln“ führten mich zu Gottfried Reichel. Ich wohnte im Nachbardorf Gebirge, hatte ihn in der Pobershauer Kirche als Laienspieler und im ephoralen Mitarbeiterkreis der Jungen Gemeinde erlebt. Er war der Senior der Jugendleiter, ich der Jüngste in dieser Runde. Aber wirklich kennen gelernt habe ich Gottfried durch seine Schnitzfiguren. Wann und wodurch ich darauf aufmerksam geworden bin, weiß ich nicht mehr. Aber ich sehe mich noch vor seinem Holzschuppen stehen, mit ihm zusammen eintreten und dann Karton für Karton öffnen und die Schätze entdecken. Wenn ich vom Studium in Leipzig nach Hause kam und Zeit hatte, machte ich einen Abstecher nach Pobershau (wo auch die befreundete Familie Gründig wohnte) und fragte nach neuen „Manneln“. Schon damals konnte ich nicht verstehen, dass Gottfried Reichel kein Künstler sein wollte. „Ich bin bloß ein Schnitzer. Meine „Manneln“ entstehen aus der Vorbereitung des Jungmännerkreises und aus der Beschäftigung mit der Bibel.“ Noch weniger verstand ich, dass Pfarrer und kirchliche Kreise kaum Notiz von den Figuren nahmen. Staatliche Schnitzausstellungen duldeten keine christlichen Motive (lediglich die drei KZ-Figuren wurden einmal gezeigt). Den Schnitzer-Kollegen war seine an Barlach geschulte „grobe“ Schnitzweise fürs Erzgebirge unpassend. Und den Frommen waren die Figuren zu ernst, zu streng, zu problematisch.

Also stapelten sich im Holzschuppen hinter Gottfrieds Wohnhaus die Kartons, und es wurden von Jahr zu Jahr mehr. Wenn im Herbst die Gartenarbeit beendet war, begann die Schnitz-Saison. Ein entsetzlicher Gedanke war für mich, dass der Holzschuppen einmal brennen könnte und sämtliche Skulpturen vernichtet wären.

1968 trat ich meine erste Pfarrstelle in Burkhardswalde bei Meißen an. Die schöne Wallfahrtskirche war in einem betrüblichen Zustand. Aber es gelang in den folgenden Jahren, sie erst außen, dann innen gründlich zu renovieren. Das neue Gestühl füllte nur das Mittelschiff, die Seitenschiffe blieben frei – viel Platz für Ausstellungen.

Nur zögernd ging Gottfried auf meinen Vorschlag ein. „Für meine Manneln interessiert sich doch keiner. Du hast die Arbeit, und es wird ein Fehlschlag...“ Aber dann kam die Ausstellung doch zustande. Wir hatten sie kombiniert mit einer Ausstellung der Sächsischen Bibelgesellschaft. Die Figuren standen auf Tischen, die mit Tischtüchern belegt waren. Gottfried hatte Plakate gemalt: „Gottes Wort – in Holz gestaltet. Schnitzfiguren von Gottfried Reichel. Mit seiner Frau Erika reiste er mit Bus zweimal an, zum Aufbau und zum Abbau, und sprach beim Gemeindeabend über sein Leben, seine Arbeit, seine Motive und die Technik des Schnitzens. Wir hatten auch in den Nachbardörfern geworben. Es waren Herbstferien, und mit Sonderbus kamen Gruppen von Kindern und Konfirmanden, die wir auch bewirteten. Auch die Stasi beobachtete die Ausstellung. Sie wurde ein voller Erfolg. Und der Beginn einer lebenslangen Freundschaft.

Die Ausstellung hatte zwei weitreichende Folgen. Die erste war eine Linde, die gefällt wurde. Gottfried hatte geklagt, dass er mit dem Schnitzen bald aufhören müsse, weil er kein Lindenholz mehr habe und auch keine Aussicht, welches zu bekommen. Noch viele Jahre später schwärmte Gottfried, dass er nie wieder so gutes Lindenholz hatte wie seinerzeit mit der Burkhardswalder Linde. (Auch später konnte ich Gottfried Holz vermitteln, z. B. als die Olbersdorfer Friedhofslinden dem Braunkohlentagebau weichen mussten.)

Weit bedeutsamer war der Besuch des Leiters des Kunstdienstes der Sächs. Landeskirche, Pfarrer Joachim Schöne. Er war von den Figuren so begeistert, dass er anbot, sie im Folgejahr in der Kreuzkirche in Dresden zu zeigen. Von da an gab es jedes Jahr eine oder mehrere Ausstellungen in verschiedenen Kirchen, und immer fuhr Gottfried persönlich hin, oft begleitet von seiner Frau. Das alles neben seinem Beruf, seiner Familie, seinem Engagement in der Kirchengemeinde. Sehr unterschiedlich waren die Erfahrungen mit den Pfarrern und Gemeinden bezüglich Werbung,

Gestaltung und Aufsicht. Beglückendes stand neben Frustrierendem. Mehrere Figuren wurden gestohlen. Was Gottfried an Aufwands-Entschädigung bekam, deckte manchmal nicht die Unkosten. Aber die Nachfrage nach den Figuren wuchs. In Briefen und bei Besuchen erfuhr ich von Freuden und Sorgen.

Nachdem ich 1976 an die Emmauskirche in Leipzig-Sellerhausen gewechselt hatte, wiederholte sich das Burkhardswalder Szenario. Nach mehrjähriger Kirchenrenovierung mit Neugestaltung der Innenräume konnten die Schnitzfiguren in den Kirchsaal einziehen. Inzwischen hatte der Fotograf Christoph Georgi schöne Aufnahmen von den Skulpturen gemacht, so dass wir auch Fotos zum Verkauf anbieten konnten. Wieder fand die Ausstellung begeisterte Aufnahme. Wieder waren Gottfried und Erika unsere Gäste.

Eine ungewöhnliche Geschichte will ich hier einfügen. Während der Ausstellung besuchte ich einen NVA-Offizier, der seit langem mit einer schweren Gehirnerkrankung zu Bett lag. Seine Frau war vor kurzem zum Glauben gekommen und wollte, dass auch ihrem Mann der Glaube als Hilfe angeboten würde. Dessen Antwort aber war: „Mir kann niemand helfen, kein Staat, keine Partei, kein Gott.“ Aber eines Tages willigte er ein, dass ihn der Pfarrer besuchen dürfte. Wie sollte ich ihm begegnen? Ich nahm aus der Ausstellung die Figur „Der verlorene Sohn“ und erzählte die Geschichte dazu. Rainer Salzbrenner hörte aufmerksam zu, betrachtete und betastete die Schnitzerei. Er durfte sie bis zum Ende der Ausstellung bei sich behalten. Sie war für ihn der Schlüssel, durch den er zum Frieden mit Gott finden konnte.

Als 1983 unser viertes Kind geboren wurde, baten wir Gottfried um die Patenschaft für Lydia. Spätestens jetzt waren wir nicht mehr nur „dienstlich“, sondern ganz privat miteinander verbunden. Wir konnten bei Gottfried und Erika mit Lydia Urlaubstage verbringen, wandern und abends Filme anschauen, die Gottfried gedreht hatte, und andere, z. B. „Wie der Maulwurf zu seinen Höschen kam“. Als Lydia später konfirmiert wurde, bekam sie als Geschenk (wie alle Enkel) eine geschnitzte Maria.

Ca. 40 Jahre hatte Gottfried als Buchhalter der Fa. Auhagen seinen Lebensunterhalt verdient. Er war ein Musterbeispiel an Engagement und Betriebstreue. Als die Rente nahte, meinten die Kollegen, er könne doch ohne „seinen“ Betrieb nicht leben. Er aber ließ sich am letzten Arbeitstag von seinen Enkeln im Triumphzug abholen und betrat den Betrieb nie wieder. Da habe ich zum ersten Mal seine erstaunliche Fähigkeit bewundert, Lebensphasen abzuschließen und sich dem Neuen zu stellen.

Seit 1988 war ich Pfarrer in Meerane. Dort konnte ich die „friedliche Revolution“ mitgestalten. Wir erlebten sie mit Freude und Begeisterung. Eine Fülle neuer Möglichkeiten tat sich auf, auch für die Kirche. Eine Lawine von Veränderungen rollte über uns hinweg. Der Anschluss an die Bundesrepublik geschah im Eiltempo. Auch die Kirche übernahm weitgehend die Strukturen und Gesetze der westlichen Landeskirchen. Viele Menschen wurden arbeitslos, in fast allen Bereichen musste umgelernt werden, die West-Abwanderung setzte sich fort. Ich gehörte damals zu einer Gruppe „Netz der Nachdenklichen“. Wir wollten eigene Wege finden zur Gestaltung des Religions-Unterrichts, der Kirchensteuer, des Friedensdienstes und der Militärseelsorge. Von der Mehrheit wurden wir als unangenehme Bremser empfunden. Das zeigte sich konkret bei der Frage der Pfarrerbeseoldung. Durch die allmähliche Angleichung der Gehälter an das Westniveau zählten Pfarrer zu den „Gewinnern der Wende“. Nach den dünnen Jahren nun endlich eine angemessene Bezahlung! Aber gleichzeitig mussten viele Gemeindeglieder vom Arbeitslosengeld leben. Wir schlugen teilweisen Gehaltsverzicht vor und (als das als gesetzlich unerlaubt zurückgewiesen wurde) spendeten wir einen Teil des Gehalts für einen Arbeitslosenfond. Wir wussten auch, dass die Gemeinden das Geld nicht aufbringen konnten und es nur durch Zuschüsse aus dem Westen finanzierbar war.

Gottfried teilte meine Sorge, dass die kirchlichen Aktivitäten zu sehr auf die Rückgewinnung von Privilegien und die Stärkung der Institution gerichtet waren. Mit Leserbriefen im „Sonntag“ äußerte er sich (wie schon früher) zu kirchenpolitischen Themen. Ein Leserbrief, in dem er sich dafür aussprach, die Gehälter der Pfarrer zu begrenzen, empfand der Ortspfarrer als persönlicher Angriff. Der Kirchenvorstand stellte sich auf die Seite des Pfarrers, Gottfried wurde scharf und unsachlich angegriffen, und auch eine Aussprache im Kirchenvorstand brachte keine Versöhnung. Seitdem blieb der Platz in der Kirche, den Gottfried jahrzehntelang sonntags besetzt hatte, leer. Gottfried war tief verletzt. Ich glaube, es war der schwerste Bruch in seiner späteren Biografie, dass er die Kirche nicht mehr als „seine“ Kirche sehen konnte. Meines Wissens hat er seitdem das Abendmahl nicht mehr empfangen, zumindest nicht in Pobershau.

Das ist oft Thema in unseren Gesprächen gewesen. Ich konnte Gottfried gut verstehen, weil ich vergleichbare Erfahrungen machen musste. Aber ich fand auch, dass er sich in seiner Haltung verhärtet hatte, zum Schaden der Kirche und zu seinem eigenen Schaden. Nachfolgende Pfarrer verhielten sich unterschiedlich, aber es gab keine grundlegende Aufarbeitung und immer wieder negative Erfahrungen. Viel später sagte er, er sei darüber zur Ruhe gekommen. Er trage nichts nach, aber er gehe seinen Weg.

Die Ausstellungen in Kirchen gingen immer weiter. Nun kamen Orte in Westdeutschland und später sogar in Holland dazu. Neben kirchlichen wurden auch kommunale Räume genutzt. Menschen engagierten sich in Vorbereitung und Werbung.

In die Zeit dieser Auseinandersetzungen fiel Erikas Krebserkrankung. Wie Gottfried mitgelitten hat, kann nur ahnen, wer weiß, was diese Ehe für ihn bedeutet hat, wie sie seinen Weg begleitet und ihm für seine Arbeit den Rücken frei gehalten hat, wie er mit ihr alles besprechen konnte. Aber auch, wie sie am Abend schweigend nebeneinander gearbeitet haben, er mit dem Schnitzmesser, sie mit der Stricknadel. Es waren schwere Stunden in der Klinik in Chemnitz, aber Gottfried hat gesagt, dass die Liebe dort noch einmal tiefer und stärker geworden ist. Und auch die Wahrheit des Glaubens, die Gewissheit des ewigen Lebens hat sich an diesem Krankenbett als real erwiesen. „Ich war gespannt, ob der Glaube hält, was er verspricht. Jetzt weiß ich es.“

Es war mir nicht leicht, die Beerdigung zu halten. Gottfried entschied sich nicht nur gegen den Ortspfarrer, sondern auch gegen den Friedhof Pobershau. Natürlich habe ich den Freundesdienst übernommen. Das Grab auf dem Marienberger Friedhof wurde ein besonderes: Das geschnitzte Grabkreuz und die Fülle der Blumen fielen auf. Gottfried ist jede Woche, teils mehrmals, mit dem Rad nach Marienberg gefahren. Im Sommer hatte er immer Rosen aus seinem Garten fürs Grab dabei.

Mit dem Haushalt ist Gottfried erstaunlich gut klar gekommen. Über die Einsamkeit hat er nie geklagt. Wieder konnte Gottfried ohne Bitterkeit loslassen, dankbar zurückblicken und sein Leben als Witwer gestalten.

Natürlich wurde die Schnitzausstellung, die Zahl der Skulpturen war weiter angewachsen, auch in Meerane gezeigt. Der Saal im Kirchgemeindehaus war gut geeignet. Geführte Gruppen kamen, aber auch viele Einzelpersonen, die oft lange verweilten. Eine solche war die ehemalige Staatsbürgerkunde-Lehrerin. Ich begleitete sie, antwortete auf ihre Fragen, erzählte zu den einzelnen Gestalten. Sie war tief beeindruckt: „Mir geht eine neue Welt auf. Wie engstirnig war ich bisher!“

In dieser Zeit entstand die Gruppe „Warschauer Ghetto“. Frühzeitig waren die Verfolgung der Juden, der Nationalsozialismus, der Antisemitismus, der Staat Israel, ein Hauptthema in Gottfrieds Denken. Er hatte den Mann am „Baum“, die Mutter vor der Gaskammer und Janus Korczak mit den

Kindern geschnitzt, später die Gruppe „Deportation nach Babylon“. Damit setzte der dem Leidensweg des jüdischen Volkes durch die Jahrhunderte ein Denkmal. Aber die neue Gruppe war ein Neuanfang. Er schnitzte nach Fotos, die ein Soldat im Ghetto aufgenommen hatte, also nicht mehr nach seiner Phantasie, sondern möglichst detailgetreu. Das veränderte seinen Stil. Es wurde seine größte Gruppe, drei Jahre hat er daran gearbeitet. Er erzählte mir, dass er beim Schnitzen oft geweint hat, weil er sich so sehr in das jeweilige Schicksal hineinversetzt hat.

Gottfried wurde bekannter. Ein erster Film entstand. Darin liest Gottfried die Weihnachtsgeschichte, unterbrochen durch Weihnachtslieder, die ein kleiner Chor von Jugendlichen singt. Obwohl der Film nicht professionell gemacht ist, hat er uns tief beeindruckt, und kein Weihnachten vergeht bei uns ohne diesen Film.

Aber das größte Wunder seines Rentenalters steht noch bevor. Die Geschichte ist unglaublich. Der Bürgermeister von Pobershau, Christoph Kraus, entdeckt zufällig in Eibenstock (?) eine Ausstellung von Gottfried Reichel. Er kannte bis dahin weder Gottfried Reichel noch seine Werke. Er ist nicht nur selbst begeistert, sondern erkennt auch schlagartig, dass hier eine Resource für den Tourismus des Ortes ist. Er hat die Idee, der Gottfried zunächst ungläubig gegenüber steht, mit Hilfe von Fördermitteln ein Haus für eine ständige Ausstellung zu bauen. Die EU fördert regionale Kunst, und voller Tatkraft geht der Bürgermeister an die Verwirklichung seines Plans.

In alle Überlegungen zur Gestaltung des Hauses war Gottfried einbezogen. Er fand auch den Namen dafür: „Die Hütte“ sollte an die Bergwerks-Vergangenheit erinnern, an die „Stiftshütte“ des Volkes Israel und an das Wort: „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen!“

Über die Baugeschichte hat Gottfried mir viel erzählt. Das würde hier zu weit führen.

Zur Einweihung am 12. Dezember 1997 war viel Prominenz gekommen. Den Einführungsvortrag hielt Pfarrer Joachim Schöne, der die Figuren seinerzeit in Burkhardswalde entdeckt hatte. Die Beteiligung der Pobershauer, auch der Kirchgemeinde, war eher verhalten. An der Stirnseite des Ausstellungsraumes leuchtet ein farbiges Kreuz, dazu die Schrift: „Gott meint uns heute“, darunter die Gruppe „Das Warschauer Ghetto“. Ein Buch über „das Lebenswerk des Schnitzers Gottfried Reichel“ mit dem Titel „Dieses Holz lebt“ erschien.

Damals war Gottfried 72 Jahre alt. Wer aber meint, er habe sich mit seinem Lebenswerk zur Ruhe gesetzt, der kennt ihn schlecht. Fast 15 Jahre lang hat Gottfried Gruppen und einzelnen Personen durch die „Hütte“ begleitet, aus seinem Leben und über seine Motivation erzählt, Fragen beantwortet, über neu aufkommenden Antisemitismus und Fremdenhass diskutiert. Insgesamt war das Museum gut besucht, und fast jeden Tag radelte Gottfried in die „Hütte“.

Ich war jedes Jahr mehrmals in der „Hütte“, mit meiner Familie, mit Konfirmanden, mit Freunden. Um Kindern den Zugang zu den Figuren zu erleichtern, entwickelte ich ein Rätsel-Blatt. Mein Schwager Eckart Günther aus Hamburg war so beeindruckt, dass er eine große Zahl Fotos gemacht und als Postkarten gedruckt hat, mit einem Begleitheftchen versehen. Auch er kam mit seiner Frau Jahr für Jahr, und eine enge Freundschaft verband ihn mit Gottfried.

Freunde aus Holland organisierten eine Ausstellung und drehten einen Film. Jüdische Menschen kamen und hielten Kontakt. Eine Figur wurde dem Museum „Yad Vaschem“ in Jerusalem zur Verfügung gestellt. Im Daetz-Centrum in Lichtenstein, in dem Holzschnitzkunst aus allen Kontinenten ausgestellt ist, ist das Erzgebirge mit einer Arbeit von Gottfried Reichel vertreten. Eine völlig andere Aufgabe beschäftigte und belastete ihn. Er war der Verwalter seines Elternhauses und konnte nach der Wende die General-Sanierung in Angriff nehmen. Schließlich erstrahlte das Haus außen und innen in neuem Glanz. Gottfried vermietete die Geschäftsräume im Erdgeschoss, so dass Pobershau wieder einen „Tante-Emma-Laden“ hat. Er selbst zog aus seiner großen

Wohnung aus und mietete eine kleine in der Dorfstraße 95. Glücklich erzählte er, dass er nun die Last der Wohnung und des Hauses los sei und sich im neuen Heim sehr wohl fühle. „Aber dein Garten, deine Rosen, die du mit solcher Liebe gepflegt und an Erikas Grab gebracht hast?“ fragte ich. „Man muss loslassen, was zur Last wird. Jetzt pflücke ich Wiesenblumen fürs Grab.“

Die kleine Küche in der neuen Wohnung war nun die Schnitzerstube. Unermüdlich schnitzte Gottfried weiter, Figur um Figur erstand aus seinen Händen, ausschließlich zu biblischen Themen. Zuletzt die Gruppe „Pfingsten“ mit zwölf großen Gestalten, die ihn viel Kraft kosteten. Als die letzte geschafft war, legte er die Schnitzmesser aus der Hand. „Man muss aufhören, bevor man es an den Manneln merkt.“

Die Skulpturen, die nach 1997 entstanden, wurden nicht mehr in die „Hütte“ aufgenommen. Die dortige Ausstellung ist in sich geschlossen. Aber sie gingen auf Wanderschaft. Es gab wieder jedes Jahr Ausstellungen in verschiedenen Orten Deutschlands. Sie wurden teilweise ergänzt durch Großfotos aus der „Hütte“. Die vorletzte Wanderausstellung war in der KZ-Gedenkstätte Lieberose und die 84., die letzte und schönste in der gotischen Kirche St. Marien in Beeskow.

Nachdem der MDR schon einmal in der Sendung „Glaubwürdig“ einen kurzen Beitrag über Gottfried Reichel gebracht hatte, entstand das Projekt eines Dokumentarfilms. Wieder ging Gottfried eher zögernd auf die Idee ein. Aber die Zusammenarbeit mit dem Film-Team unter Regie von Sibylle Muth war für beide Seiten beglückend, und es entstand der eindrucksvolle Film „Meine Botschaft heißt: erinnert euch! Gottfried Reichel“, der bald auch als DVD erhältlich war. Diesen Film hat Gottfried ungezählte Male Besuchern der „Hütte“ gezeigt. Er ersetzte mehr und mehr das eigene Erzählen. Im Raum im Erdgeschoss konnte man den Film anschauen und ging dann gut vorbereitet nach oben in die Ausstellung.

In diesem Raum konnten Besucher auch bewirtet werden. Vor allem aber bot er die Möglichkeit zu kleinen wechselnden Sonderausstellungen. Eine davon war Gottfrieds Schaukastenarbeit gewidmet: „50 Jahre Kirchenschaukasten“. Von 1950 bis 2000 hatte Gottfried einen Schaukasten an der Dorfstraße gegenüber der Schule bestückt. Die Plakate in DIN A 1 waren alle handgemalt, beschrieben und mit Großfotos gestaltet. Nach drei Wochen wurden sie gewechselt, es waren also pro Jahr 16 Plakate nötig. Eine Auswahl aus diesen ca. 800 Plakaten hing nun an den Wänden. Die Themen waren vielfältig, kirchlich, biblisch, politisch. In der Stasiakte war folgender Text kritisch vermerkt: „Mit Gott kannst du nicht boxen. Dein Arm ist viel zu kurz.“ Ich hielt den Einführungsvortrag. In meinen Gemeinden hatte ich die Plakate oft weiter verwendet, nicht nur im Schaukasten, sondern auch bei den Konfirmanden oder in Gemeindegruppen. Nach dieser Ausstellung entfernte Gottfried den Schaukasten. Seine Anfrage an den Kirchenvorstand, ob jemand diese Arbeit weiterführen will, war ohne Antwort geblieben. Auch auf einen Dank der Kirchgemeinde für diesen treuen Dienst hat er vergeblich gewartet.

Es gab aber in der Hütte noch eine weitere Aufgabe, der sich Gottfried besonders in seinen letzten Lebensjahren widmete. Bei ihm hatte sich eine umfangreiche Sammlung von Büchern, besonders über den Krieg und den Nationalsozialismus, die Geschichte der Juden, die Verfolgung und die Vernichtungslager, angesammelt. Er hatte alles gekauft, was er in der DDR zu diesen Themen bekommen konnte. Er hatte Bücher vom Westen geschickt und von Freunden geschenkt bekommen. Wann mag Gottfried alle diese Bücher gelesen haben? Im Untergeschoss der „Hütte“ findet sich Platz für eine Bibliothek. In jahrelanger Arbeit hat Gottfried diese Bibliothek eingerichtet und eine Suchkartei erstellt. Sie steht nun zur Verfügung für alle, die sich gründlich mit unserer Vergangenheit auseinandersetzen wollen. Auch diese Bibliothek steht unter dem Motto „Wider das Vergessen“.

Bevor ich zum Schluss komme, will ich noch nachtragen, dass Gottfried sehr mit seinem Dorf verbunden war, obwohl er gleichzeitig ein Fremder und in vielem unverstanden war. Bis heute sind viele Pobershauer noch nicht in der „Hütte“ gewesen. Von den Schnitzer-Kollegen hat er sich getrennt, nachdem er sich in der Schnitzerstube abfällige Äußerungen über Juden anhören musste. Längere Zeit hat Gottfried für Einheimische und Gäste jedes Jahr einen Lichtbildvortrag über Pobershau, den Bergbau, Leute und Gewerke gehalten. Da war der Saal jedes Mal brechend voll. Einen dieser Vorträge besitze ich als Video.

Als der Bürgermeister den Plan bekanntgab, die Böttcher-Fabrik als Kulturgut zu erhalten, war Gottfried schnell mit im Boot. Unter seiner Leitung entstand die Ausstellung der Bilder des erzgebirgischen Malers Max Christoph, dessen Lebenswerk damit eine Veröffentlichung und Würdigung erfuhr.

Seit meinem Eintritt 2002 in den Ruhestand konnte ich jedes Jahr zweimal Tage in meiner Heimat Marienberg-Gebirge und Pobershau verbringen, mit meiner Frau, meiner Schwester, auch als Großfamilie mit Kindern und Enkeln. Gottfried Reichel und die „Hütte“ gehörten jedes Mal dazu. Seine Tür war nie verschlossen. Das war auch gut so, weil er vielleicht das Klingeln oder Klopfen nicht gehört hätte. Er bot uns von den Äpfeln und Nüssen an, die er stets da hatte. Wir gewöhnten uns an, gemeinsam essen zu gehen, ein Stück zu wandern (solange die Kraft dazu noch reichte) und uns auszutauschen über Persönliches, Kirchliches, Politisches und natürlich über seine jeweiligen Pläne und Aufgaben. Wir teilten seine Freude, dass ein Enkel bei Wendt & Kühn Drechseln und Schnitzen lernte. Wir sahen die Galerie seiner Enkel an den Wänden und Zeichnungen und Briefe von Kindern. Wir staunten über die Zufriedenheit, die er ausstrahlte, und seinen wachen Geist. Gottfried hatte auch die Gabe, inhaltsreiche Briefe mit der Hand zu schreiben. Schon die klare, markante Schrift ließ aufmerken. Viele seiner Briefe habe ich aufbewahrt. Auch Gottfried hat die Briefe seiner Freunde geschätzt. Am Heiligen Abend hat er sie noch einmal gelesen und betend an alle gedacht. Als ich schwer krank wurde und nur knapp dem Tode entkam, nahm Gottfried sehr daran Anteil. Welche Freude war es, als ich ihn erstmals wieder im Rollstuhl besuchen konnte!

Zuletzt waren wir mit der Enkeltochter im April dieses Jahres bei ihm. Wir saßen in Rätzens Brettmühle. Er freute sich besonders an dem Interesse der 20Jährigen an allem, was er erzählte. Zum 90. Geburtstag konnten wir nicht persönlich gratulieren, weil ein Enkel an dem Tag Erstkommunion hatte. Auf meinen Glückwunsch hat Gottfried mit einem ausführlichen Brief geantwortet, in dem er beglückt den Verlauf seines Geburtstags beschrieb. Als wir Gottfried Ende September besuchen wollten, war er nicht mehr da. Die Hauswirtin sagte uns, dass er im Krankenhaus sei. Später erfuhren wir, dass Gottfried seine letzten Lebenstage beim Sohn in Marienberg verbringen konnte. Er hatte das nie beansprucht, sondern sich im Pflegeheim der Diakonie angemeldet. Aber es wird ihm gut getan haben. Er hatte sein Lebenswerk in einer Weise vollendet, wie es wenigen Menschen geschenkt ist. Er konnte in Frieden heim gehen.

Ich habe einen väterlichen Freund verloren. Als Mensch und als Künstler habe ich ihn bewundert und trotzdem mit ihm auf Augenhöhe geredet und manchmal gestritten. In vielem ist er mir Vorbild, jetzt im Alter vor allem im Loslassen von Gewohntem, im dankbaren Zurückblicken und im Annehmen der veränderten Lebenssituation. Ihn kann ich nun nicht mehr besuchen, aber seine „Manneln“ in der „Hütte“. Das ist ein Trost.

Dietmar Koenitz
im November 2015

